

NATIONALE IDENTITÄT

Begegnungen

in Transkarpatien

Sie waren und sind Ruthenen, Ungarn, Juden, Ukrainer, Russen, Slovaken, Deutsche. Sie alle lebten und leben im selben Land: in Transkarpatien. Nur, Transkarpatien ist kein „Land“, nur ein Landstrich, eine Region. Denn Transkarpatien gehörte mal zu Ungarn, mal zur Tschechoslowakei, mal zur Sowjetunion. Heute gehört es zur Ukraine. Und doch ist Transkarpatien für über eine Million Menschen die Heimat. Wie leben sie hier, wie fühlen sie sich? Christian Müller reiste hin und hat sich umgehört.

Klara Balog

Es gibt nur einen Gott

„In der Schule lernte ich Tschechisch, und etwas später dann Ungarisch“, sagt Klara Balog. „Ich bin 1928 geboren. Damals war Ushgorod, wo ich mein ganzes Leben zuhause war, eine Stadt in der Tschechoslowakei. Es war eine gute Zeit. Der Lebensstandard hier war damals am höchsten. Als Tomas Garrigue Masaryk, der Präsident, im Jahr 1937 starb, war auch hier bei uns ein großer Trauertag. Meine Mutter trug Schwarz; ich erinnere mich gut daran. Aber dann wurden wir, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, von Ungarn annektiert. Am Ende des Zweiten Weltkrieges ist Transkarpatien aber nicht zurück an die Tschechoslowakei gegangen, Transkarpatien musste an die zu den Siegermächten gehörende Sowjetunion abgetreten werden. Das war eine schlimme Zeit“, fährt Klara Balog weiter. „Wir wären sehr gerne bei der Tschechoslowakei geblieben.“

„Hier in Transkarpatien ist man gläubig und tolerant. Als wir der Sowjetunion zugeschlagen wurden, änderte sich alles. Alles war plötzlich gegen den Glauben und gegen die Toleranz. Zwischen

den Kulturschaffenden innerhalb der Sowjetunion war der Austausch zwar gut; ich hatte zum Beispiel auch Kontakt mit Künstlern in Petersburg. Aber trotzdem, die Differenz zu vorher war stark spürbar. Heute gehören wir zur Ukraine. Es geht uns wieder ein bisschen besser. Aber ich kann mich dazu nicht äußern; von Politik verstehe ich zu wenig.“ „Europäische Union? Ja, wir haben immer zu Europa gehört und natürlich wollen wir auch künftig richtig zu Europa gehören. Aber das wird wohl noch ein langer Weg werden.“

Die 85jährige Frau spricht Russisch mit uns. Aber immer wieder entschuldigt sie sich dafür – und sie entschuldigt sich auf deutsch –, dass sie nicht deutsch auf meine Fragen antwortet. Sie verstehe die deutsche Sprache gut, lese auch deutsche Bücher. Nur deutsch sprechen mache ihr Mühe. Sie habe halt keine Übung. Sie spreche neben Ruthenisch, Ukrainisch und Russisch Tschechisch, Ungarisch – und eben auch Deutsch. Und dies, obwohl sie immer hier, in Ushgorod, zuhause gewesen sei, wiederholt die etwas schütter gewordene Frau, aber

mit hellwachen Augen. Sie sei zwar viel auf Reisen gegangen, bis nach Kanada, und auch in die USA. Aber sie sei immer hier, in Ushgorod zu Hause, hier daheim gewesen, betont sie noch einmal.

Klara Balog war transkarpatische Folkloretänzerin, Chorleiterin, Choreographin. Sie führte eine international bekannte transkarpatische Gesangs- und Tanzgruppe. Sie trat mit ihrer Truppe nicht nur im In- und Ausland auf, sie schrieb auch Bücher zu ihrer Kunst, zum Transkarpatischen Folkloretanz. Auf ihrer Visitenkarte steht, in Ukrainisch und in kyrillischen Buchstaben, auf der Rückseite auch in Englisch und in lateinischen Buchstaben: Balletmasterproducer Academic Transcarpathian Folk Choir. Ihr Büro in der Philharmonie der Stadt Ushgorod, das sie dort immer noch hat, hängen viele Fotos von Folkloretänzen, von ihrer Tanzgruppe, und auch viele Auszeichnungen.

Aber auch Heiligenbilder, Ikonen, und ein Foto des Papstes. „Ich war immer sehr gläubig, und ich gehe regelmäßig in die Kirche“, sagt Klara Balog. „Ich bin grie-

chisch-katholisch und gehe hier in Ushgorod in die griechisch-katholische Kirche. Ich bin ja eine Ruthenin“, sagt sie. „Aber wissen Sie, es gibt ja nur einen Gott und wir beten alle zum gleichen Gott. Für mich sind alle Menschen gleich.“ Klara Balog öffnet einen Schrank und sucht etwas. „Als die Griechisch-Katholische Kirche von den Sowjets verboten wurde, ging ich halt in die orthodoxe Kirche. Ich bin sehr gläubig und ich gehe immer in die Kirche. Aber jetzt gehe ich natürlich wieder in die griechisch-katholische Kirche hier in Ushgorod, jetzt, wo wir wieder eine haben.“

„Ja, ich spreche von zuhause aus Ruthenisch, ich bin eine Ruthenin“, sagt sie, „aber in der Schule lernte ich dann eben Tschechisch, und Ungarisch.“ Sie lächelt. „Ich verstehe auch gut Deutsch“

sagt sie noch einmal, „aber ich habe keine Übung im Sprechen“.

„Als ich im Jahr 2008 meinen 80. Geburtstag feiern durfte, da hat mir die Stadt Ushgorod mit einer großen Delegation offiziell gratuliert und mir für meinen langjährigen kulturellen Einsatz gedankt. Man zeigte mich auch im Fernsehen. Ja, das war ein großer Tag. Aber jetzt, im letzten Sommer, als ich 85 wurde, hat man das nicht mehr für nötig befunden. Und dabei bin ich doch immer noch mit Kopf und Herz bei meiner Kunst, beim transkarpatischen Folkloregesang und beim Tanz! Ich habe gerade wieder ein Buch zum Folkloretanz geschrieben. Hier!“, sagt sie und zeigt uns das neue Buch, mit Texten, graphisch skizzierten Tanz-Anweisungen, mit vielen Liedern – Tex-

te und Noten – und mit vielen Fotos. „Für mich sind alle Menschen gleich. Wir sind ja alle Brüder und Schwestern. Und wir beten ja alle zum gleichen Gott“, wiederholt sie. „Aber etwas muss ich Ihnen noch zeigen!“ Sagt's und öffnet den im Schrank gefundenen kleinen Wandkalender für das Jahr 2014. Darin ist über dem Monat Dezember ein Foto von Papst Johannes Paul II. mit ihr, Klara Balog. „Ja, 1991 hatte ich Gelegenheit, in Ungarn den Papst selber zu sehen. Das war ein besonderer Tag!“ „Gläubige Menschen aus der Eparchie Mukachevo übergeben Papst Johannes Paul II. ein Bild von Bischof Theodor Romscha“, steht als Legende unter dem Bild. Theodor Romscha war der letzte griechisch-katholische Bischof in Ushgorod; er wurde 1947 von den Sowjets heimtückisch ermordet: zu-



erst mit einem inszenierten Verkehrsunfall, dann, weil er noch nicht zu Tode kam, mit

einer tödlichen Dosis Gift im Spital von Mukachevo. „Aber jetzt bin ich eben alt“, sagt

Klara Balog. Vor zwei Jahren ist mein Mann gestorben. Auch für mich ist das Grab bereits parat. Alles ist vorbereitet.“ Ein paar Tage später erzählt uns der griechisch-katholische Pater Ivan, in der Weihnachtsmesse (am 6. Januar) hätte Klara Balog einen Schwächeanfall erlitten. Man habe sie nach Hause fahren müssen. ✨



Erinnerungen an ein reiches Leben: auf Reisen weltweit und daheim in Ushgorod. Im kommenden Dezember zeigt der kleine Wandkalender ein Bild mit Klara Balog (links vorne) und Papst Johannes Paul II, aufgenommen 1991 in Ungarn.



Alen Panov

Mir ist der kleine Grenzverkehr wichtig

„Für die Beantwortung von Fragen zur Geschichte Transkarpatiens hat man mich empfohlen?“. Alen Panov lächelt etwas verlegen. „Es stimmt natürlich. Ich habe in Geschichte doktriert, und Geschichte ist auch so etwas wie mein Hobby, auch wenn ich jetzt beruflich als Jurist arbeite. Aber ja, was möchten Sie denn wissen?“

Man kennt Alen Panov in Ushgorod. Er gehört zum diplomatischen Corps der Ukraine im Range eines „Ersten Sekretärs der Ersten Klasse“, vergeben auf Lebenszeit. Vor allem in seiner ehemaligen Funktion als Generalkonsul der Ukraine in der ostungarischen Stadt Nyiregyhaza hat er sich aktiv für die Interessen seiner transkarpatischen Landsleute eingesetzt. Und dies mit Erfolg!

„Zwischen der Ukraine und Ungarn gibt es ein Abkommen zum sogenannten kleinen Grenzverkehr. Das betrifft auf beiden Seiten der Grenze einen Landgürtel von ungefähr 50 km Brei-

te; in Ungarn geht er wegen der Stadt Nyiregyhaza sogar bis 65 km weit landeinwärts. In Transkarpatien leben in diesem Gürtel etwa 700 000 Menschen – von insgesamt 1,3 Millionen, also über die Hälfte. Die Einwohner dieser Gürtel – immer auf beiden Seiten der Grenze – haben das Recht, ohne Visum über die Grenze zu gehen und dort Besuche zu machen, zum Beispiel



Verwandtenbesuche oder auch im Rahmen von kleinen Geschäften zu arbeiten. Hier in diesem Vierländereck haben fast alle Menschen Verwandte auf der anderen Seite der Landesgrenze, die man natürlich besuchen möchte oder um die man sich sogar kümmern muss, wenn es zum Beispiel Großeltern sind. Und natürlich kaufen die Leute auch viele Dinge auf der anderen Seite der Grenze ein, wenn sie dort preiswerter sind. Oder sie helfen auf der anderen Seite in der Landwirtschaft bei der Ernte. – Bei diesem kleinen Grenzverkehr waren die Regeln von ungarischer Seite zu restriktiv und ich war bereit und habe das in Ungarn auch gesagt, das Problem juristisch anzugehen und in Luxemburg zu klagen. Aber Ungarn zeigte sich dann doch gesprächsbereit, und jetzt sind die Limiten dieses kleinen Grenzverkehrs EU-konform festgeschrieben und für beide Seiten gleich. Da habe ich für meine Landsleute tatsächlich etwas bewirken können.“

Allen Panov spricht fließend englisch, aber er kommuniziert auch ungarisch, slowakisch, polnisch. Ukrainisch ist seine Muttersprache und Russisch gehört zu seinem Beruf. An der Nationalen Universität von Ushgorod, am Institut für Internationale Beziehungen, doziert er in den Fächern Diplomatische und Konsularische Dienste und Verfassungssysteme internationaler Staaten.

Und Geschichte, sein Studium, sein Hobby? Ja, er erklärt uns in allen Einzelheiten, wie es dazu kam, dass die Griechisch-Katholische Kirche der in Transkarpatien ansässigen Ruthenen zwar dem Papst in Rom unterstellt ist, im Ritus und auch in der Jurisdiktion aber den orthodoxen Kirchen näher steht. „Es war gegen Ende des 30-jährigen Krieges, als Österreich-Ungarn seine östlichen Gebiete nur ungern unter dem kirchlichen Einfluss des orthodoxen Patriarchen von Moskau sah. Deshalb wurde im Jahr 1646, wie schon 1594 wei-



*In Bluejeans, locker, aber blitz-
gescheit*

ter nördlich in Lemberg, jetzt in Ushgorod ein Kompromiss geschlossen, der als ‚Kirchenunion von Ushgorod‘ in die Geschichte eingegangen ist: Den Gläubigen wurde der in der Orthodoxen Kirche übliche Ritus zwar weiterhin zugestanden, die Kirche als hierarchische Organisation aber wurde unter die Oberhoheit des Papstes der Römisch-Katholischen Kirche in Rom gestellt. Akzeptiert wurde bei diesem Unionsvertrag von Römischer Seite unter anderem auch, dass auch ein bereits verheirateter Mann die Priesterweihe empfangen darf und sich anschließend auch als Priester betätigen kann. Nur ‚Karriere‘ kann er dann nicht mehr machen, also zum Beispiel nicht mehr Bischof werden.“

Allen Panov schaut immer wieder auf die Uhr. Das Gespräch war nicht eingeplant; er hätte schon wieder an einem anderen Ort sein sollen. „Zu den Demonstrationen in Kiew? Ja, da ließe sich natürlich vieles sagen. In Kürze immerhin so viel: Jeder, der sich in der Geschichte einigermaßen auskennt, weiß es. Die erfolgreichen Revolutionäre sind eigentlich nie auch die guten Manager, die ein Land braucht, um die Erfolge der Revolution in eine anhaltende, positive Entwicklung überzuführen. Das ist auch in der Ukraine der Fall.“ Sagt’s und eilt davon, der Jurist, der Diplomat, der Professor, der noch nicht einmal ganz 36 Jahre alt ist ...



Pater Ivan

Mit Rom haben wir keine Probleme



„Ja, ich kann Ihre Beobachtung bestätigen. Die Menschen hier in Transkarpatien sind sehr tolerant. Eine Situation wie in Jugoslawien mit blutigen Auseinandersetzungen bis hin zum Bürgerkrieg ist hier undenkbar. Die Tradition der Vermischung und des Miteinanderlebens von Menschen verschiedener Herkunft und auch mit unterschiedlichem Glauben ist hier wirklich gefestigt.“

„Vater“ Ivan, so nennen ihn die Leute in Ushgorod, ist 58jährig. Er hatte als jun-

ger Mann normal an der Universität studiert und war auch bereits verheiratet, als er sich entschied, Priester der Russisch-Orthodoxen Kirche zu werden. 1982 empfing er in Moskau die Priesterweihe. „Aber als nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die seit 1949 verbotene Ruthenische Griechisch-Katholische Kirche wieder aufblühte, war es für mich – ich bin selber Ruthene – selbstverständlich, in diese Kirche zurückzukehren“, erzählt Ivan offenherzig. „Und wenn Sie schon nach der Toleranz hier in Transkarpatien fragen und ob es hier zwischen den verschiedenen Kirchen keine Spannungen gibt: Ein klein wenig gab es die natürlich schon. Es betraf aber nicht den Glauben, sondern die Besitzungen der Kirchen. Die Griechisch-Katholische Kirche hätte natürlich all ihr Eigentum, das man ihr in sowjetischer Zeit weggenommen hat, gerne wieder zurückerhalten. Aber das hat nicht ganz so funktioniert. Immerhin haben wir die Kreuzerhöhungskathedrale hier in

Ushgorod wieder erhalten. Ganz anders ist es mit der Russisch-Orthodoxen Kirche – jene mit dem Patriarchen in Moskau; es gibt ja auch eine mit dem Patriarchen in Kiev –, sie ist nie enteignet worden und erhält auch heute noch von Russland Unsummen von Geld. Das geschieht natürlich auch, weil Russland seinen Einfluss hier aufrecht erhalten möchte. Die Griechisch-Katholische Kirche dagegen ist ganz allein auf die Spenden der Gläubigen angewiesen.“

„Ja, wie ich erwähnt habe, ich bin verheiratet und habe eine Familie. Kommen Sie doch morgen Abend zu uns nach Hause, wir feiern dann, am 6. Januar – unsere Kirche lebt ja nach dem Julianischen Kalender –, zuhause unser Weihnachtsfest. Dann lernen Sie auch meine Frau, meine Töchter und meine Schwiegersöhne kennen!“

Und tatsächlich, am folgenden Abend sitzen wir zusammen mit der großen Familie über drei Generationen hinweg im Wohnzimmer von Pater Ivan. „Sie kommen

also aus der Schweiz“, sagt er. „Auch ich war schon in der Schweiz, sogar zweimal, einmal im Jahr 1998 und einmal im Jahr 2000. Wir Geistlichen der Ukraine können ein Visum für Europa erhalten, das drei Jahre Gültigkeit hat, also länger als ein normales Touristen-Visum. Wir waren eingeladen von der Organisation Caritas: Auch sie war interessiert, wie jetzt Sie, mehr über eine Kirche zu erfahren, die dem römischen Papst unterstellt ist und in der verheiratete Priester die Messe lesen dürfen. Wir durften in der Kathedrale in Solothurn und in etlichen anderen Kirchen denn auch unsere Form der Messe zeigen. Es kamen erstaunlich

viele Gläubige, die sich für unseren Ritus interessierten.“ Sie hätten in einem Hotel in der Nähe des Airports von Zürich gewohnt, erzählt Pater Ivan weiter, und alles sei von der Caritas bezahlt worden. Sie selber hätten das natürlich nie bezahlen können. Auch für die Renovation der Kathedrale hier in Ushgorod hätten sie Geld aus dem Ausland erhalten. Mit dem Geld, das die Griechisch-Katholische Kirche in Ushgorod selber habe, könnte sie die Renovation der Kirche nicht bezahlen.

An der Wand im Haus von Pater Ivan hängt ein Foto mit ihm und Papst Benedikt XVI. Pater Ivan gibt darauf dem Papst die Hände. „Ja, wir

fahren ein- bis zweimal im Jahr nach Rom“, sagt Pater Ivan, darauf angesprochen. „Seit 1646 ist die Ruthenische Griechisch-Katholische Kirche dem Papst unterstellt, und Kaiserin Maria Theresia sorgte 1771 dafür, dass die Griechisch-Katholische Kirche Mukachevo ihre eigene Eparchie erhielt und Ushgorod die Kirche der Jesuiten zugesprochen erhielt und ein paar Jahre später auch ein Priesterseminar eröffnen konnte. Wir haben hier im Umfeld der Kirche noch ein Stück Land, da möchten wir einen Park anlegen und ein Denkmal für die Kaiserin Maria Theresia errichten. Sie hat wesentlich zum Wohl unserer Kirche beigetragen.“



Pater Ivan mit Ehefrau, drei Töchtern, zwei Schwiegersöhnen (der dritte, ein Arzt, hatte am Heiligabend Notfalldienst), und die Enkelkinder.

„Probleme mit dem Vatikan? Nein, im Gegenteil“, sagt Pater Ivan. Papst Johannes Paul II. hat einmal gesagt: ‚Die lateinische Kirche und die katholische Ostkirche sind wie die zwei Flügel einer Lunge. Um gut atmen zu können, braucht es beide Lungenflügel.‘ Und wenn wir nach Rom gehen, kommen immer auch orthodoxe Priester mit. Nicht selten entscheidet sich dann einer dafür, in die Griechisch-Katholische Kirche überzutreten und den Papst als Oberhaupt zu anerkennen.“ ✨



Ein Foto an der Wand: Pater Ivan und Papst Benedikt XVI



Weihnachtsmesse 2014 in der Kreuzerhöhungskathedrale in Ushgorod. 1646 von den Jesuiten erbaut, 1773 der Griechisch-Katholischen Kirche übergeben, in der Sowjetzeit eine orthodoxe Kirche, jetzt wieder eine griechisch-katholische Kathedrale.

Iryna und Hanna

Wir müssen frei schreiben können



Iryna, links, lacht mit Hanna über einen eingesandten Artikel.

„Wir sind eine NGO“, sagt Iryna Breza auf die Frage nach der rechtlichen Basis des Press Club in Ushgorod. Eine „Non-Governmental-Organization“, eine „Nicht-Regierungs-Organisation“ also. Was in anderen Ländern als Basis für öffentliches Auftreten oft ein Verein, eine Stiftung oder sonst eine gemeinnützige Institution ist, nennt sich in der Ukraine so eine Organisation eben eine NGO. Das ist gerade jetzt nicht unproblematisch, denn die ukrainische Regierung unter

Präsident Viktor Janukovitsch bezichtigte, dem Vorbild Putins folgend, im Januar alle NGOs schlicht der Agitation. Sie alle seien vom Ausland bezahlt und gesteuert.

Der Press Club in Ushgorod unterhält eine aktuelle Informationsplattform (zaholovok.com.ua). Und er gibt auch eine wöchentliche Zeitung heraus. „Wir wurden im Jahr 2000 gegründet. Heute arbeiten vier Frauen in der Redaktion und ein paar wenige freie Journalisten liefern weitere Beiträge. Wir

tun unser Mögliches“, sagt Iryna. Und woher kommt das Geld? „Etwa 80 Prozent kommt aus der Werbung. Das ist nicht immer einfach. Nicht alle Werbetreibenden wollen verstehen, dass wir trotzdem frei sein müssen, zu schreiben, was wir für wichtig und richtig halten, und nicht einfach das, was sie, die Auftraggeber, wollen. Aber bisher hat es doch einigermaßen funktioniert.“

„Die Hierarchie im Press Club? Ja, ich bin die Chefin des ganzen Press Club“, sagt Iryna Breza, und Hanna Tverdokhlib ist die Chefin der Redaktion. Wie alt wir sind? Warum wollen Sie das wissen?“ Sie lacht herzlich. „Ich bin 37 und Hanna ist 28 Jahre alt. Und ja, ich selber bin bereits Mutter, Hanna wird im kommenden Mai auch Mutter.“

Iryna ist ausgesprochen liebenswürdig und auskunftsfreudig. Sie spricht gut Deutsch. Sie konnte zusätzlich zum Studium vor ein paar Jahren einen Sprachaufenthalt in Deutschland absolvieren. Ist sie auch bereit, konkrete Zahlen zum

Geldbedarf der Redaktion zu nennen? Ja, sie ist. „Für die Redaktion braucht der Press Club etwa 60 000 Hryvnia im Jahr, das sind etwas weniger als 6 000 Euro. Die einzelnen Monatsgehälter liegen, umgerechnet, deutlich unter 200 Euro.“ Und einmal mehr:

Spontan werden wir eingeladen zum Nachtessen bei Hanna, privat, zuhause. Ihr Mann ist Photograph, arbeitet für Modehäuser und macht Hochzeitsreportagen. Er hat sich bereits einen internationalen Ruf schaffen können und erhält manchmal auch Aufträge aus dem

Ausland, zum Beispiel aus Italien. Im gleichen Haushalt leben auch die beiden jüngeren Schwestern von Hanna. Die eine von ihnen studiert in Krakau in Polen. Wer in der Ukraine weiterkommen will, muss andere Sprachen lernen, sagen sie alle. 🐿️



Ushgorod ist eine Stadt mit rund 100 000 Einwohnern. Liegen die Themen für die täglich erneuerte Informationsplattform hier auf der Straße? Manchmal ja. Heute ist Neujahrstag, man geht in die Stadt. Auch Kinder sehnen sich nach ein bisschen Glück – wenigstens beim Spielen. Aber auch die Armut ist sichtbar, sie gehört zum Alltag. Fürs Straßen-Café ist's noch ein wenig kalt.



Transkarpatiens wechselhafte Geschichte

Transkarpatien ist ein Stück Land im Südwesten der heutigen Ukraine, mit rund 12 000 km² etwa ein Drittel so groß wie Baden-Württemberg in Deutschland oder knapp ein Drittel so groß wie die Schweiz. Hier, in der Vier-Länder-Ecke Polen/Slowakien/Ungarn/Rumänien, leben rund 1,3 Millionen Menschen verschiedener Volksgruppen auf engstem Raum zusammen. Sie sprechen verschiedene Sprachen und gehören auch verschiedenen Religionen und Kirchen an. Nicht zufällig ist deshalb auch die Geschichte dieser Region in den letzten hundert Jahren buchstäblich wechselhafter als die Geschichte anderer europäischer Regionen.


Seit dem 10. Jahrhundert gehörte Transkarpatien zum Königreich Ungarn und damit seit 1867 zur k. u. k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Nach dem von Österreich-Ungarn verlorenen Ersten Weltkrieg wurde mit dem Vertrag von Trianon 1920 (einer der sogenannten Pariser Vorortverträge) Transkarpatien völkerrechtlich der Tschechoslowakei zugeschlagen.

In der Folge des „Münchener Abkommens“ Ende September 1938, in dem England und Frankreich die Tschechoslowakei de fac-

to Hitler zur Besetzung freigaben, kam es für einige Wochen in Transkarpatien mit dem Ziel der Unabhängigkeit zu Unruhen, doch wurde das Gebiet im sogenannten Wiener Schiedsspruch wieder Ungarn zugesprochen. Im März 1939 griff das mit Hitler verbündete Ungarn auch militärisch ein und annektierte Transkarpatien definitiv. Ab Herbst 1944, als die Sowjetarmee nach Westen vorrückte und die Niederlage Deutschlands absehbar wurde, ging das Seilziehen um Transkarpatien erneut los, zumal auch die Bevölkerung sich selber uneins war. Schließlich akzeptierte der tschechoslowakische Staatspräsident Benesch im Frühling 1945 die Abtretung Transkarpatiens an die Sowjetunion, die ihrerseits beschloss, das Gebiet der ukrainischen Sowjetrepublik anzugliedern. Seit der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine 1991 gehört Transkarpatien nun zur Ukraine und teilt seither auch deren Geschichte, allerdings ohne sich mit der aus Kiew gesteuerten Politik des Landes zu identifizieren.

Transkarpatien wechselte die Staatszugehörigkeit in den letzten hundert Jahren also fünfmal: Bis 1918 Österreich-Ungarn; 1920 bis 1938 Tschechoslowakei; 1939 bis 1944 Ungarn; 1945 bis 1991 Sowjetunion; seit 1991 Ukraine.

Die meisten Menschen in Transkarpatien gehörten zur Ethnie der Ruthenen und waren Angehörige der Griechisch-Katholischen Kirche. Aber auch andere christliche Kirchen waren vertreten. Außerdem gehörten bis vor dem Zweiten Weltkrieg etwa zwölf Prozent der Einwohner zur jüdischen Gemeinde. Aufgrund traditioneller Toleranz in Transkarpatien konnten sich diese auch noch im Krieg lange halten. Erst kurz vor Kriegsende intervenierte die faschistische Führung in Budapest; die meisten Juden – sprich Zehntausende! – wurden in der Folge vertrieben und umgebracht. Heute ist ihr Anteil an der Bevölkerung bei unter zwei Prozent.

Unter der Herrschaft der Sowjetunion kam Ende der 1940er Jahre auch die Griechisch-Katholische Kirche, die Teil der Römischen Kirche war, unter Druck und wurde schliesslich ganz verboten. Nach der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine 1991 ist diese Kirche aber wieder aufgestanden; viele Gläubige, die zwischenzeitlich formal zur Russisch-Orthodoxen Kirche übergetreten waren, kehrten in den letzten 20 Jahren wieder in die Griechisch-Katholische Kirche zurück. 

Menachem Mendel Wilhelm Hier fühlen wir uns wirklich wohl

„Sehen Sie sich die phantastische ehemalige Synagoge in der Stadt an. Die Sowjets haben sie der jüdischen Gemeinde weggenommen und eine Philharmonie daraus gemacht. Ja, es gab hier einmal eine sehr große jüdische Gemeinde. Jetzt leben hier nur noch wenige Juden, in ganz Transkarpatien vielleicht nur noch ein paar hundert. Und es werden immer weniger.“ Rabbi Menachem Mendel Wilhelm, ein orthodoxer Jude, kommt selber auch nicht aus Transkarpatien, sondern aus Israel. Er ist erst seit

einem Jahr hier, spricht noch kaum Ukrainisch. Seine Frau stammt aus Iowa in den USA, sie übersetzt. Auf dem Stuentisch steht eine kleine Wiege. „Das Baby darin ist erst gut zwei Wochen alt.“

„Es leben hier leider auch Juden, die sich nicht mehr als solche zu erkennen geben, sie kommen nicht mehr hierher in die Synagoge“, sagt der Rabbi. Etwa gar als Folge von spürbarem Antisemitismus? „Nein, hier in Ushgorod ist kein Antisemitismus zu spüren. Wir fühlen uns hier sehr wohl. Es ist besser

hier als in anderen Regionen der Ukraine.“ Die Frau des Rabbinen doppelt nach: „Natürlich kommt es vor, dass irgend ein Betrunkener auf der Straße blöde Sprüche gegen uns fallen lässt. Aber das gibt es auf der ganzen Welt. Damit kann man gut leben. Uns ist wohl hier.“ „Nein, die Juden wandern nicht aus wegen Antisemitismus, sie sind hier akzeptiert. Sie wandern aus wegen der wirtschaftlichen Situation hier. Es ist sehr schwierig, hier Arbeit zu finden“, sagt der Rabbi besorgt. ✨



Vor dem Zweiten Weltkrieg: Eine prächtige Synagoge, im Zentrum von Ushgorod...



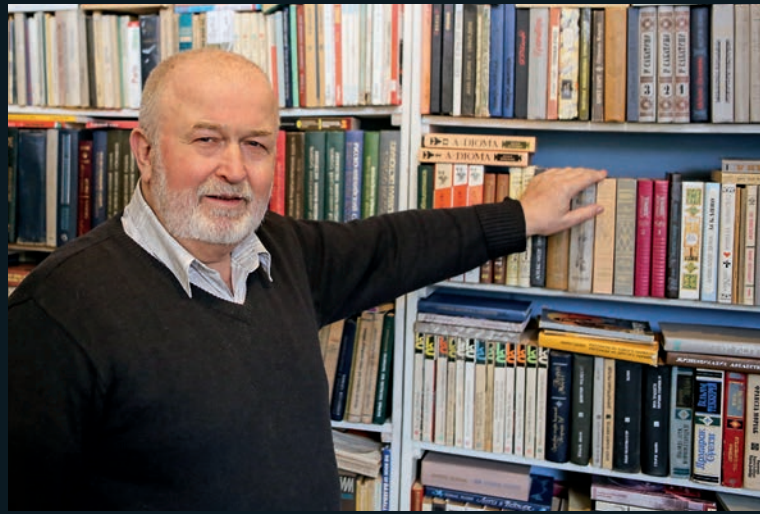
... und heute nur noch die Erinnerung: Holocaust-Monument in Mukachevo, unweit Ushgorod.

Ivan Petrovtsiy

Jeder Extremismus liegt uns fern

„Bonjour Monsieur. Ah, vous venez de la Suisse? Je n'ai plus parlé français depuis longtemps. Mais j'ai traduit plusieurs livres de la langue française à la langue ruthenian. Mais maintenant je n'ai plus l'exercice de parler français“, sagt der ältere Herr in einem kleinen Buchladen an der Mitraka-Straße. Dann aber ist er doch froh, zu sehen, dass meine Frau Russisch spricht und auch Ukrainisch und ein wenig Ruthenisch versteht und eine Konversation also ganz einfach ist. Und er nennt sie denn auch gleich Anitschka, meine „kleine Anna“, trotz ihrer 1,76 m Körpergröße. In Transkarpatien spricht man die Menschen wenn immer möglich mit dem Vornamen an. Und die Verkleinerungsform besagt: Ich mag dich...

„Ich habe Sprachen studiert, vor allem Französisch. In jungen Jahren war ich in Paris, ich konnte einen Sprachaufenthalt an der Universität machen. Sehen Sie“, sagt Ivan Petrovtsiy, und zeigt auf ein Foto. „Das ist meine Frau. Sie war jün-



Der Schriftsteller Ivan Petrovtsiy glaubt an die Kraft des Wortes.

ger als ich, und sie war eine wunderschöne Frau. Aber sie ist schon vor ein paar Jahren gestorben. Krebs.“ Ivan legt das Foto wieder beiseite. „Dieses Buch schenke ich Ihnen, sehen Sie, hier vorne drin, das hier ist meine Frau und das bin ich.“ Und schon beginnt ein interessantes Gespräch über sein wechselvolles Leben.

„Ich bin im Jahr 1945 in einem kleinen Dorf in Transkarpatien geboren und dort aufgewachsen. Als junger Mann arbeitete ich dann als Minenarbeiter und als Handlanger und Dreher in Krasnodon, ei-

ner Bergbaustadt im äussersten Osten der Ukraine. Dann musste ich meinen Militärdienst leisten, dreieinhalb Jahre, meistens in Dresden in der damaligen DDR. Doch dann konnte ich studieren, an der Universität in Ushgorod, Französisch eben, mit der Stage in Paris. Anschließend war ich Lehrer in dem kleinen Dorf, wo ich geboren bin. Aber gleichzeitig begann ich auch zu schreiben. Ich arbeitete für Zeitschriften und fürs Radio.“

Ivan Petrovtsiy will uns immer mehr Bücher mitgeben, nein, nicht verkaufen, son-

dern schenken. Es freut ihn, dass sich da jemand für seine Themen interessiert. „44 Bücher habe ich geschrieben, Prosa, Lyrik, aber auch viele Übersetzungen, vor allem aus dem Französischen, aus dem Ungarischen und aus dem Estnischen. 1996 beschloss ich, mich selbständig zu machen und eröffnete hier diese kleine Handlung für edle Bücher.“

„Mein Hauptanliegen ist, dass Transkarpatien politisch mehr Autonomie erhält. 1991 gab es ein Referendum, ob die Ukraine unabhängig werden wolle, und gleichzeitig gab es auch hier zur Unabhängigkeit von Transkarpatien ein Referendum. Fast 80 Prozent der Abstimmenden wünschten sich innerhalb der Ukraine einen Sonderstatus, eine gewisse Autonomie,

so wie die Krim das auch gewollt hat. Die Krim hat diese Autonomie dann erhalten, aber wir hier nicht!“

„Wissen Sie, wir Ruthenen haben mit den Ukrainern nicht viel gemeinsam. Im nördlicheren Teil der Westukraine sind die Menschen viel nationalistischer, sie verehren zum Teil heute noch Bandera, diesen schrecklichen Faschisten, der nach dem Zweiten Weltkrieg als Anführer einer Gruppe von nationalistischen Extremisten über hunderttausend Nicht-Ukrainer hat umbringen lassen. Mit diesen Leuten wollen wir hier in Transkarpatien nichts zu tun haben! Jeder Extremismus liegt uns fern.“

Seit 1989 schreibt Ivan Petrovtsiy bewusst nur noch in ruthenischer Sprache. Vielleicht war es nicht ganz vergebens. Im Jahr 2007 wurde den Ruthenen wenigstens innerhalb Transkarpatiens wieder das Recht zugebilligt, sich als „Nation“ zu verstehen – im ethnischen Sinne natürlich, nicht im Sinne einer Staatszugehörigkeit. Nur ein Jahr später wieder hat die ukrainische Schriftsteller-Vereinigung Ivan Petrovtsiy aus dem Verband geworfen. Er war zu wenig linientreu „ukrainisch“. Doch solche Rückschläge weiß Ivan Petrovtsiy einzustecken und zu verdauen. Er kämpfte weiter. Im Jahr 2012 wurde sogar – auf gesamtukrainischer Ebene – die ruthenische Sprache offiziell wieder als existie-



Ivan Petrovtsiy liebt die Selbstironie. Vor seiner Buchhandlung hängt eine Tafel mit den Öffnungszeiten. „Über Mittag geschlossen, sofern fürs Mittagessen etwas übrig geblieben ist.“

rende Sprache anerkannt. Doch auch das reicht nicht, der Kampf um die Erhaltung seiner kulturellen Heimat geht weiter, das nächste Ziel ist die Errichtung einer eigenen Fakultät an der Universität Ushgorod für die ruthenische Sprache und ruthenische Sekundarschulen.

„Wissen Sie, die beste Zeit, die wir hier hatten, war, als wir zur Tschechoslowakei gehörten. Damals ging es den Menschen hier besser.“ Und schon greift Ivan Petrovtsiy wieder in seine vielen Bücherregale. „Sehen Sie hier, diese



Mehrsprachig, aber ein Kämpfer für den Erhalt einer bedrohten Kultur.

kleinen Fibeln. Sie zeigen all die Gebäude, die in jener Zeit

hier gebaut worden sind. Es war eine gute Zeit.“

Die Photos dieser Reportage stammen von Christian Müller (15), Oleksandr Breza (3) und Vladimyr Tverdokhlib (1),.

Und schließlich ein kleines Nachwort des Reporters

Die paar Wochen in Transkarpatien waren eine interessante, eine erhellende und eine glückliche Zeit.

Interessant: Wem etwa ist bewusst, dass sich die Päpste in Rom zwar doktrinär gegen jede Diskussion des Zölibats sträuben, dass die gleichen Päpste aber in den sogenannten Ostkirchen seit über 300 Jahren problemlos eine Kirche führen, die das Zölibat nicht kennt?

Erhellend: Es gibt in Europa eine Region, in der Menschen unterschiedlichster Ethnien, Religionen und Sprachen zusammenleben und eine gemeinsame Heimat haben, obwohl sie im Zeitraum eines Menschenlebens mehrmals die staatliche Zugehörigkeit wechseln mussten. Eine Region also, in der sich nationalstaatliches Denken sichtlich überlebt hat – zugunsten eines toleranteren, menschlicheren Selbstverständnisses.

Glücklich: Ich lernte unendlich warmherzige, gastfreundliche und hilfsbereite Menschen kennen. Liebenswerte Menschen, die voller Hoffnung sind, eines Tages ein Leben leben zu dürfen, wie wir es, mehr westlich innerhalb Europa, seit über 50 Jahren zu leben gewohnt sind. Wen rührt es nicht, wenn beim Auf-Wiedersehen-Sagen im Hotel selbst Bedienstete ein paar Tränen zu verstecken suchen? (cm)